

## VI.

Montmorency ist durch den großen Mann, der dort einen bedeutenden Theil seines Lebens verbrachte, man kann wohl sagen, geheiligt. Der Gedanke verläßt uns nicht in diesem hainumkränzten Dörfchen, daß hier Rousseau den Emile, das Glaubensbekenntniß des savoyardischen Vikars, die neue Heloise und die Briefe an d'Alembert geschrieben; seine größten, schönsten, wirkungsvollsten Bücher. Er selbst sagt, er habe auf diesen Höhen, damals noch fern von Paris, einsam und unwirthbar, seine Transfiguration erlebt, er habe sich dort besser und größer gefühlt, als er es sonst gewesen, er habe dort Flügel an

den Schultern gehabt und die Erde unter seinen Füßen oft kaum gespürt. Es war die Zeit seines schönsten Schwunges, seiner ergiebigsten Thätigkeit, die kurze Zeit seines größten Glücks. Bald darauf begann der arme Jean Jaques die unseelige Wanderschaft, die erst auf der Insel St. Pierre endet.

Gleich bei meinem ersten Besuch in Montmorency fragte ich nach Rousseau's Eremitage. Ein Bettelmann, der am Wege stand, wies mich mit seiner Krücke dorthin, wo der vorspringende Winkel eines Daches aus einer Gruppe blühender Obstbäume hervorsah. Ich dankte und schritt lebhaft bewegt auf das bezeichnete Haus los. Dort also, dachte ich, steht die Hütte, wo der arme Jean Jaques ohne Feuer im Kamin, beim strengsten Winter seine glühenden Dithyramben schrieb! Ob doch die Pietät alles dort noch erhalten hat, wie er es zurückließ, die Holzstühle, den einfachen Schreibtisch, das ärmliche Bett?

Ob die Laube wohl noch erhalten ist, wo er mit Sophie d'Houdetot saß und der Rosenbaum noch gezeigt wird, den er selbst gepflanzt und den er mit so viel Thränen begossen?

Eine arge Täuschung erwartete mich. Die Mauern der Eremitage sind vielleicht stehn geblieben, aber die Hütte hat sich in eine elegante Villa verwandelt. Ein aristokratisches Gitter hält den Besucher ab, in die Nähe zu kommen und wenn man klingelt und Einlaß begehrt, sagt uns ein Lakai, daß die Herrschaft zu Hause sei und nicht gestört werden dürfe. Aber was wollte man wohl auch sehn? Die Möbel sind fort, die Zimmer verändert. Den Rosenstock Rousseau's haben fremdländische Bäume ersetzt, eine Fontaine, die auf einem zierlichen Wiesenfleck plätschert, spricht eine an diesem Orte ganz fremde Sprache . . . . .

In einer nicht weit entfernten Villa in der Thalsenkung wohnte damals die Priesterin der

tragischen Muse, Rachel Jelix. Sie hatte sich das Haus selbst erbaut und nannte es La Santé, was zu ewigen Galemours Anlaß gab. Bald war die Santé der Reparatur bedürftig, bald hieß es, sie habe für ihre Santé einen Baumeister kommen lassen. Fräulein Jelix kam nicht selten zu Heine herüber, sie speiste ein oder zwei Mal mit uns, aber ich erinnere mich nicht, viel Interessantes aus ihrem Munde gehört zu haben. Sie sprach weitläufig über die Auction ihrer alten Möbel, die sie soeben veranstaltet hatte und machte sich über die Engländer lustig, die selbst werthloses Geräth um fabelhafte Preise erstanden hatten. Ihr Bett war zuletzt von einem alten Lord M. . . . erobert worden, nachdem sich ein Auktionskampf in beinahe homerischer Art zwischen den Helden des Turf entsponnen. Ich glaube, es datirt von dieser Zeit das System oft wiederkehrenden Möbelverkaufs, das Fräulein Rachel später mit industriellem Sinn organisirte und

Meißner, Heine.

das sich so lange rentirte, als ihr Ruhmesgestirn  
im Zenith stand . . . . .

Wenn unser Mahl zu Ende ging, war auch  
meist der Abend schon da. Die Sterne standen  
am Himmel, die blühenden Akazienbäume und  
der Jasmin dufteten stärker, von fernher tönte  
ein Singen und Klingen der Geigen. Der Tanz-  
platz von Montmorency, der an keinem Sonntage  
leer war, lag Heine's Villa gerade gegenüber.  
Die Kinder des Dorfs und die Gäste, die von  
Paris herübergekommen, hatten sich dort versam-  
melt. Man gab den Damen den Arm und führte  
sie in den Kreis der Zuschauer. Heine selbst  
mochte nie fehlen, wo getanzt wurde und hübsche  
Mädchengefichter zu sehn waren.

Manchen Ball champêtre habe ich da mit  
angesehn. Unter schattigen, breitkronigen Bäu-  
men gingen die Quadrillen hin und her, in der

Mitte, auf einer kleinen bretternen Tribüne muscirte das ländliche Orchester. Niedliche Landmädchen mit glatten weißen Häubchen und elegante Pariserinnen, gravitatische Bauernburschen und extravagant lustige Studenten tanzten durcheinander. Der herbeigekommene Pariser, der sich den Cancan nicht abgewöhnen kann, macht sich durch groteske Sprünge bemerkbar, die trotz des besten Vorsages doch noch in seinem Tanze vorkommen; das Bürgerkind von Montmorency hingegen scheint schon durch größere Anständigkeit für die größere Moral auf dem Lande zu zeugen. Bei diesem Bilde echt französischer Heiterkeit, die in uns ruhige Zuschauer selbst übergang, verweilten wir bis zum Einbruch der Nacht, wo der Spättrain von Enghien uns und alle heimbrachte.

Auf solcher Rückkehr weilten meine Gedanken noch lange bei Seine und Montmorency, wo er gegenwärtig lebte, als Jean Jaques Aufenthaltsort berühmt, drängte mich unwillkürlich zu Pa-

rallelen zwischen diesen zwei so ganz verschiedenen Naturen, die mir doch darin einander zu gleichen schienen, daß sie beide der Ausdruck der Zerrissenheit ihrer Zeit gewesen. Der Eine enthüllt ihn rhetorisch mit allem Pathos der Leidenschaft, mit allen Thränen des Gefühls, der Andere ironisch, seiner eigenen Schmerzen spottend, in gewaltsamen Sprüngen von Behmuth zu Hohn. Der Eine ist der Vater einer Revolution, der Andere ihr Kind, sie kritisirend und zuweilen verhöhrend, weil er die Skepsis in Alles und Jedes zu tragen gewohnt ist. Der Eine war eine einfache und ganze Natur, ein prophetartiger Mensch, der Andere eine Doppelnatur voll Licht und Schatten, ein Wesen wie der Zauberer Merlin, den der Dämon der Erkenntniß mit der Nonne der Romantik gezeugt. Beide haben das Bedürfniß mit einander gemein, die Heuchelei zu hassen und ihr ganzes Herz mit aller Schonungslosigkeit gegen sich selbst der Welt offen zu zeigen. Rousseau

entledigt sich seiner Sünden in einer Generalbeichte und unter Neuethränen, Heine hatte von jeher die dämonische Lust, sich schlechter zu machen, als er war. Rousseau glich übrigens keinem Franzosen und Heine gleicht eigentlich keinem Deutschen. Kein Franzose besaß je wie Rousseau so viel Ernst, Schwärmerei und Sentimentalität, kurz so viel Gemüth, kein Franzose haßte wie er die Lüge und eitle Selbstbeschönigung; kein Deutscher besaß je wie Heine so viel Ironie, so viel Grazie, einen so leicht flatternden und gauklerisch funkelnden Geist, kurz so viel Esprit. Es ist als ob Beide ihre Nationalität untereinander ausgetauscht hätten. Der Eine scheint der ernsthafteste Deutsche unter den Franzosen, der Andere der witzigste Franzose unter den Deutschen.

---

entliege ich seiner Tugend in dem Gewissen  
 bedachte und unter Menschen, seine hatte den  
 jeder die schmerzliche Lust, sich schickter zu ma-  
 chen, als er war. Menschen sich abregend seinen  
 Frangosen, und seine gleiche eigentümlich seinen  
 Tugenden. Wenn Frangose betrag je wie Menschen  
 je viel Kraft, Gedächtnis und Gemüthsstärke,  
 hat je nicht Gemüth kein Frangose hatte wie er die  
 Tugend und alle Selbstbeherrschung; kein Tugend  
 je nicht je wie seine je nicht je nicht je nicht  
 Tugend, einen je nicht hat werden und gauländisch  
 Tugend haben Wohl, hat je nicht je nicht je nicht  
 als ob seine ihre Wohlthaten nicht untereinander  
 untereinander hätten. Für seine Tugend der Tugend  
 ihre Tugend unter den Frangosen, der Tugend  
 der wichtigsten Frangose unter den Tugenden